

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Postgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Tauchaer Straße 19/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig.
Telephon: 18888.
Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Inserate kosten die 6gespaltene Petitzeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Blauberschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Beilegen von Prospekten ist 3.50 Mk. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im Voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauchaer Str. 19/21, Hofgebäude. Telephon: 2721.

Tageskalender.

Der prinzipielle Mörder Prosper von Arenberg ist aus der Nervenklinik entlassen worden und will nach Argentinien auswandern.

In Portugal ist eine Merikale Revolte gegen die jetzige liberale Regierung im Gange.

Die griechische Regierung protestierte in einer Note gegen die türkische Boykottbewegung.

Infolge der großen Waldbrände im Nordwesten der Vereinigten Staaten befinden sich Hunderte von Menschen in Lebensgefahr.

Das belgische Genossenschafts-experiment.

II.

Leipzig, 22. August.

Ein anderer Einwand, der oft gegen die Konsumgenossenschaften vorgebracht, aber durch die belgischen Erfahrungen widerlegt wird, ist der, daß sie durch die Verbilligung der Lebensmittel eine Stagnation oder gar eine Verringerung der Löhne herbeiführen. So soll auf dem jüngsten französischen Parteitag Guesde sich noch in diesem Sinne geäußert und seine Behauptung darauf gestützt haben, daß in Belgien die Löhne so niedrig sind, weil es dort so viele Genossenschaften gebe. Schon die Antwort, die ihm darauf vom Genossen Sclès zuteil wurde, nämlich, daß Belgien in Bezug auf die Stärke der Genossenschaftsbewegung erst an vierzehnter Stelle stehe (was mit der großen relativen Bedeutung der Genossenschaften für die Arbeiterbewegung keineswegs im Widerspruch steht, da diese überhaupt noch verhältnismäßig schwach ist), zeigt, daß diese Berufung auf Belgien nicht Stich hält. Aber es liegt überhaupt kein Grund vor, die Niedrigkeit der belgischen Löhne auf die Verbilligung der Lebensmittelpreise durch die Genossenschaften zurückzuführen. Sonst müßten unter sonst gleichen Umständen die Löhne in den Orten am höchsten sein, in denen es keine oder die schwächsten Genossenschaften gibt. Das Gegenteil ist jedoch der Fall. Die Niedrigkeit der Löhne in Belgien im Vergleich mit den anderen in-

dustriellen Ländern war, ebenso wie die relative Billigkeit der Lebensmittel, schon zu einer Zeit festzustellen, wo von einer Genossenschaftsbewegung überhaupt noch keine Rede war. Sie beruht auf ganz anderen Ursachen: auf der Jahrhundert alten, uneingeschränkten Degradation des Proletariats durch den Kapitalismus, namentlich in der Hausindustrie, auf der relativen Niedrigkeit der Löhne und der indirekten Steuern usw. Der Einfluß der Konsumvereine auf die Preise der großen Masse der Lebensmittel ist ganz minimal gewesen. Wo sie den Arbeitern einige Lebensmittel verbilligten, dort hatte dies nur zur Folge, daß sie einen größeren Teil ihres Lohnes als zuvor zur Befriedigung von andern, und zwar namentlich von Kulturbedürfnissen verwenden konnten, was ihnen bei der standstilligen Niedrigkeit ihrer Löhne früher ganz unmöglich war; so wurde die Summe ihrer Bedürfnisse und damit ihre Lebenshaltung in einem mindestens so ausgebreiteten Maße erhöht, wie sich der Preis der verbilligten Lebensmittel verringerte — von der erzieherischen Einwirkung der Genossenschaftsbewegung und ihrer Unterstützung der gewerkschaftlichen Lohnkämpfe ganz abgesehen.

Allerdings haben die belgischen Marxisten ganz recht, wenn sie die anormale Entwicklung der Genossenschaften als eine der Ursachen der Rückständigkeit der Gewerkschaftsbewegung bezeichnen, vornehmlich soweit die Form der Gewerkschaftsorganisation in Betracht kommt, die in Belgien nicht viel weniger als alles zu wünschen übrig läßt. Es ist klar, daß die Arbeiter, die glaubten, sich bei Streikbewegungen auf die Hilfe der Genossenschaften verlassen zu können, die Notwendigkeit einer strengen Gewerkschaftsorganisation zur Erfüllung dieser Aufgabe weniger hoch einschätzten; und es ist nicht weniger klar, daß diese Methode, da die Genossenschaften zur Vertretung der gewerkschaftlichen Arbeiterinteressen weniger geeignet sind, als die Gewerkschaften selber, auf die Dauer dazu beitragen mußte, die gewerkschaftliche Aktion der belgischen Arbeiterschaft und namentlich den Ausbau der Zentralverbände dauernd unzulänglich zu erhalten, wie auch heute noch trotz der neuerdings erfolgten Wendung zum Besseren, die belgischen Gewerkschaften zu den organisatorisch rückständigsten aller Industriestaaten gehören.

Damit soll jedoch keineswegs gesagt sein, daß die Genossenschaftsbewegung alles in allem genommen, der Entwicklung der Gewerkschaften geschadet habe. Sie hat ihnen, wie überhaupt allen Formen der Arbeiterorganisation, in vielfacher Hinsicht wertvolle Hilfe geboten. Am

wertvollsten war diese Hilfe vielleicht auf einem Gebiete, das sonst im allgemeinen wenig beachtet zu werden pflegt, aber nichtsdestoweniger äußerst wichtig ist: dem der Lokalbeschaffung. Hier haben die belgischen Genossenschaften mit ihren Volkshäusern wirklich Großes geleistet, weil sie dadurch die Einheit der Arbeiterbewegung zu einer Zeit ermöglicht haben, wo sie eben nichts nötiger brauchte als Einheit, und wo ihr diese Einheit nur durch das Zusammenwohnen in derartigen Lokalen, wo Gewerkschaften, Wahlvereine, Vergnügungsvereine nebeneinander hausten, gesichert werden konnte. Die genossenschaftlichen Volkshäuser, in denen sich das gesamte Leben aller Glieder der örtlichen Arbeiterorganisationen abspielt, haben der belgischen Arbeiterbewegung jenen Charakter der auf einem gefunden proletarischen Klasseninstinkt beruhenden, spontanen Einheitlichkeit verliehen, der sich in der glorreichen Periode der großen Generalstreiks, Wahlrechts- und Wahlkämpfe in der ersten Hälfte der neunziger Jahre so machtvoll geäußert hat. Die Volkshäuser haben auch nicht wenig zur Bekämpfung des Alkoholismus und der Trunksitten unter den organisierten Arbeitern beigetragen.

Diese mittelbaren Resultate der sozialistischen Genossenschaftsaktion, zusammen mit der Gründung und Unterstüßung von Bibliotheken und anderen, wenn auch im allgemeinen ziemlich primitiven Arbeiterbildungseinrichtungen, haben sich in Belgien als tausendmal wichtiger für die Arbeiterschaft erwiesen, als die unmittelbaren wirtschaftlichen Resultate der genossenschaftlichen Konsumentenorganisation, von der die Revisionisten so viel erwarten oder — in Belgien — erwartet haben, von den Produktgenossenschaften vorläufig ganz zu schweigen. Wenn man auch von den Konsumvereinen sagen muß, daß sie die Löhne nicht verringert haben, so ist damit auch so ziemlich alles gesagt, was man überhaupt von ihren guten wirtschaftlichen Resultaten sagen kann. Heutzutage wagt es in Belgien kein reformistischer Genossenschaftseiferer mehr, wie zur Zeit, wo die Genossenschaften im Aufkommen begriffen waren, von einer allmählichen Enteignung oder Aushöhlung des Kapitalismus durch die „Organisation aller Konsumenten“ zu reden. Die Erfahrung hat hier in durchaus unzweideutiger Weise gezeigt, daß die Ausdehnungsmöglichkeiten der Konsumvereine in den kleineren Orten sehr beschränkt sind, und daß ihre Entwicklung in den Städten nicht im entferntesten mit denen der Warenhäuser, Großbäckereien und anderen Großunternehmungen des Privatkapitals gleichen Schritt zu halten vermag. Und dann gar die Pro-

Arbeiter! Agitiert für die Protestversammlungen gegen den Fleischwucher!

Seuilleton.

Das Haus Michael Senn.

Ein Tiroler Roman von Rudolf Greinz.

38] Nachdruck verboten.

Wie immer hatte der Vater seinen Ehrenplatz am Sofa inne, während die Bergrätin neben ihm wie ein Häufchen Elend auf dem hohen Polstersessel saß. Mathilde war am Fenster und starrte unermüdet. Das spärliche Licht des späten Nachmittags, das durch die Fenster drang, ließ das alte Mädchen nur noch fahler und vergrämter erscheinen.

Auf dem gedeckten Tisch vor dem Vater standen wie gewöhnlich die Kaffeekanne und die bauchigen, goldgeränderten Tassen. Der Vater Remigius Kröll hatte sich in den letzten sechs Jahren gar nicht verändert. Nur noch etwas bider und fugeförmiger schien er geworden zu sein. Sonst war er gleich heiter und lustig, aber auch gleich scharf und schneidig, wo es galt, ein ernstes Wort mit den Leuten zu reden.

Der Vater hatte gerade wieder seine Brille angehaucht und sie mit dem farbigen Saftuch umständlich abgewischt. Nun setzte er sie auf der plumpen, kleinen Nase zurecht, stemmte die fleischigen Fäuste auf die Knie und sah die Bergrätin scharf an.

„Sie kommen mir heut' löh (schlecht aussehend) für, Frau Rätin!“ konstatierte er dann plötzlich unvermittelt als das Resultat seiner eingehenden Betrachtung.

„Ja, ja, Hochwürden. Ich bin wohl auch nit gut beisammen —“ erwiderte die alte Dame gedrückt und mit verzagter Stimme.

„Was sagt denn der Doktor?“ forschte der Vater. „Ich hab' kein' Doktor nit!“ gestand die Bergrätin verlegen.

„Roan' Doktor? Ja warum denn nit?“ stellte sich der Vater Remigius sehr erstaunt.

„Ich hab' kein' —“ meinte die alte Frau. „Wollen's nit no a Schalele Kaffee hab'n?“ Mühsam erhob sie sich, um dem Vater aus der großen Kanne nachzugießen.

„Naa. Ich dank' schön!“ wehrte der Vater ab und hielt die fette, kleine Hand über die Tasse. „An Doktor müssen's schon hab'n!“ erklärte er dann in einem beschleunigten Ton.

„Naa, naa, Hochwürden, das geht ja nit!“ machte die Bergrätin erschrocken.

„Warum?“ „Ja — ja — Sie wissen's wohl — Sie können's Ihnen wohl denken —“ sagte sie in großer Verlegenheit und schaute ängstlich zur Mathilde hinüber.

„Naa. Ich kann mir's nit denken!“ entgegnete der Vater trocken. „Ich weiß nur, daß wenn der Mensch krank ist, er a Hilf' braucht. Und wenn er koane sucht, so ist dös a Sünd' vor unserm Herrn. A große Sünd', Frau Rätin!“ wiederholte Vater Remigius ernst.

„Ja — aber, Hochwürden, i tu's ja nit mit Fleiß. Ganz g'wis nit!“ beteuerte die Bergrätin nun ganz verzagt. „Ich hab' ja's Geld nit dazu. Von was soll i denn den Doktor und die Apothek'n zahl'n?“

„Dann bleiben Sie's schuldig!“ riet der Vater.

„Aber Hochwürden!“ Die alte Dame war ganz entsetzt. „Sie wissen ja — wir hab'n ja eh' schon Schulden beim Sagstetter Loisl. Die müssen wir abzah'l'n, solange i no leb'! Wenn i nimmer bin — von dem, was die Mädeln verdienen, können's ja kaum leben!“ sagte sie verzagt und sah mit einem kummervollen Blick zum Fenster hinüber, wo die Mathilde unbeweglich über den großen Stuhlrahmen gebeugt dasah.

„Ja — und Geld aufleihen —“ sprach der Vater zögernd.

„Wie meinen's, Hochwürden?“ frug die Rätin verständnislos.

„Ich mein', zum Beispiel vom Herrn Senn —“ sagte Vater Remigius langsam. Er wußte wirklich im Moment keinen andern Rat, den er der Bergrätin hätte geben können.

Die Mathilde ließ die große Schere klirrend zu Boden fallen. Dann bückte sie sich danach.

„s geht nit, Hochwürden! s geht wirklich nit!“ sagte die Rätin gedrückt und müde. „Unser Herr wird mir schon helfen und mir grad' no so lang das Leben schenken, bis i die Schuld gedeckt hab' beim Sagstetter Loisl.“

„Ja, und haben's denn gar kein' andern Ausweg, a bißel mehr Geld zu verdienen, Mathilde?“ wandte sich der Vater jetzt an das Mädchen.

„Ich weiß kein'!“ erwiderte Mathilde tonlos.

„Man kann doch nit die Mutter a so weiter serben (dahinsiechen) lassen!“ Wenn man halt —“ sagte die Mathilde nun zögernd und kam langsam zu dem Tisch hinüber.

„Was denn?“ fragte der Vater.

„Ich hab' mir denkt, wenn man halt ein Zimmer vermieten tät!“

„Mathilde!“ sprach die Bergrätin erschrocken. „Dann wissen's ja die Leut', wie es uns geht!“ setzte sie weinerlich hinzu.

„Dös macht gar niz! Absolut niz!“ polterte nun der Vater, hocherfreut über den günstigen Ausweg. „An Zimmerherrn werd'n wir bald hab'n! Der ist alleweil d'finden. Und das traget doch a ganz nett's Geldl ein, und Sie könnten Ihnen an Doktor gönnen und könnten no ganz g'fund werd'n!“

„Ich werd' nimmer ganz g'fund, Hochwürden!“ sprach die Bergrätin traurig. „Und das mit dem Zimmerherrn — wer soll ihn denn bedienen und's Zimmer aufräumen?“

„Die Rosina natürlich!“ entschied der Vater.

„Ja — aber die Rosina — was sich die epper denkt?“ klagte die Rätin. „Die wird uns ja in der ganzen Stadt auschrei'n, daß wir gar niz mehr zum Leben hab'n!“